

Ute Daniel, Henning Steinführer (Hrsg.):

## Die Novemberrevolution im Kontext –

---

*Braunschweigische und deutsche  
Geschichte 1916 bis 1923*

1916  
1923  
Vom Herzogtum zum Freistaat  
BRAUNSCHWEIGS WEG  
IN DIE DEMOKRATIE

## Impressum

---

Ute Daniel, Henning Steinführer (Hrsg.):

Die Novemberrevolution im Kontext –  
Braunschweigische und deutsche Geschichte 1916 bis 1923

Bild- und Textredaktion: Meike Buck

Layout- und Umschlaggestaltung: oeding print GmbH, Braunschweig

Umschlagbild: Abordnung des Arbeiter- und Soldatenrates auf der Treppe des Braunschweiger Schlosses am  
7. November 1918 (Stadtarchiv Braunschweig, H XVI, H I 1918) und Verordnung des Arbeiter- und Soldatenrates.

Gesamtherstellung: oeding print GmbH, Braunschweig

Verlag Uwe Krebs, Wendeburg, 2020

ISBN 978-3-932030-88-8

## Inhalt

---

|   |     |
|---|-----|
| Die Novemberrevolution 1918/19 im Kontext.<br>Braunschweigische und deutsche Geschichte<br>1916 bis 1923 – Eine Einführung –<br><i>Ute Daniel und Henning Steinführer</i>           | 7   |
| Kriegsende, Friedenssuche und Revolution:<br>Der deutsche November 1918 in internationaler<br>Perspektive – <i>Jörn Leonhard</i>  | 15  |
| Die Verfeindlichung der Kriegsgesellschaft –<br><i>Hans-Ulrich Ludewig</i>  | 33  |
| „Gewissenlose Agitatoren“ und „wild gewordene Weiber“.<br>Der obrigkeitliche Umgang mit Streiks und Straßenunruhen<br>in Braunschweig 1916 bis 1918 –<br><i>Lina-Marie Sittmann</i> | 43  |
| Revolution und Waffenstillstand 1918 –<br><i>Gerd Krumeich</i>  | 63  |
| Wie radikal war die Novemberrevolution in Braunschweig?<br>Eine Revision – <i>Klaus Latzel</i>  | 75  |
| Die Einheit bewahren! – Braunschweigs Sozialdemokratie<br>in der Revolution – <i>Bernd Rother</i>   | 103 |
| Regierung und Landtag in Braunschweig von Dezember<br>1918 bis April 1919 – <i>Thomas Kubetzky</i>  | 115 |
| Entsetzen, Enttäuschung, Weitermachen: Das Ende der<br>Monarchie in Deutschland und die Führungsschichten<br>des Kaiserreichs – <i>Monika Wienfort</i>                              | 139 |
| Anhang  |     |
| Plakate und öffentliche politische Verlautbarungen<br>aus den Jahren 1918 bis 1920 aus dem Stadtarchiv<br>Braunschweig – <i>Mark Opalka</i>   | 154 |
| Quellen- und Literaturverzeichnis   | 156 |
| Autorinnen und Autoren  | 167 |

## Kriegsende, Friedenssuche und Revolution: Der deutsche November 1918 in internationaler Perspektive

### Eingang: Von der „Parallelaktion“ ins „Traumland“

Das Doppeljubiläum fiel aus. In Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ hatte der Mathematiker Ulrich 1913 beschlossen, für ein Jahr „Urlaub vom Leben“ zu nehmen. Doch von seinem Vater überzeugt, hatte er sich bei einem einflussreichen Beamten um eine Stelle beworben, auf der er ein besonderes Doppeljubiläum vorbereiten sollte: Denn das 70jährige Thronjubiläum von Kaiser Franz Joseph und das 30. Regierungsjahr Kaiser Wilhelms II. würden auf das Jahr 1918 fallen.<sup>1</sup> Es sollte anders kommen, im Roman wie in der Wirklichkeit: Scheiterten Musils Protagonisten der „Parallelaktion“ an der Aufgabe, eine universelle, integrative Idee in die Praxis umzusetzen, weil sie nur noch spezialisierte Lebensbereiche darstellten, so fielen in der realen Dynamik der Jahre 1917 und 1918 die drei kontinentaleuropäischen Monarchien in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn dem Krieg zum Opfer.

So stand das Spätjahr 1918 im Schatten krisenhafter und gewaltsamer Übergänge: vom Krieg zum Waffenstillstand, von Mo-

narchien zu Republiken, von begrenzter politischer Teilhabe zur Praxis der Massendemokratie in freien Wahlen, von Friedenskonferenzen zu Friedensverträgen, von multiethnischen Empires zu einer neuen Staatenordnung, von überkommenen Ismen zu neuen radikalen Ordnungsversprechen nach außen und innen, von europäischen Perspektiven auf eine Friedensordnung als Gleichgewichtssystem zu einem globalen Umbruch, in dessen Konsequenz sich Gewichte, Erwartungen und Positionen von Regionen und Gesellschaften weltweit veränderten. All das machte aus dem Weg vom Krieg in den Frieden eine Schwelle des 20. Jahrhunderts, deren Erbe bis in die unmittelbare Gegenwart reicht.<sup>2</sup>

Was aber charakterisierte die besondere deutsche Erfahrung der Trias von Kriegsende, Revolution und Friedens-

Achtung!

Achtung!

# Soldaten!

Am Donnerstag, den 12. Dezember, nachmittags 2 Uhr,  
finden

## 3 große Soldatenversammlungen

statt.

### 1. Kinopalast, Wendenstraße.

Referent: Volkskommissar **Eckardt.**

### 2. Wilhelmgarten, Wilhelmstraße.

Referent: Volkskommissar **Oerter.**

### 3. Brünings-Saalbau, Damm.

Referent: Präsident **Merges.**

### Tagesordnung in allen Versammlungen:

1. Die politische Lage im Lande!
2. Wie denken die Mütter und Frauen der Soldaten?

Referentin: Genossin **Wackwitz**-Dresden.

Der Arbeiter- und Soldatenrat, Braunschweig.  
**Schütz.**

Ankündigung des Arbeiter- und Soldatenrates Braunschweig zu drei öffentlichen Soldatenversammlungen im Kinopalast, Wilhelmgarten und Brünings-Saalbau, 12. Dezember 1918 (Stadtarchiv Braunschweig, H XVII 4: 10).

<sup>1</sup> Robert Musil: Gesammelte Werke, hrsg. von Adolf Frisé, Bd. 1: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman [1933–43], Erstes und Zweites Buch. Hamburg 1978, S. 16.

<sup>2</sup> Jörn Leonhard: Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt. 2. Aufl. München 2019, S. 17 f.

gestaltung? Am 2. August 1914, ganz zu Beginn des Weltkrieges, hatte Ernst Troeltsch, Professor der Theologie an der Universität Heidelberg, eine bemerkenswerte Rede gehalten. Sie war weit mehr als ein Beitrag zum situativen Patriotismus der Stunde, zum Kulturkrieg der Intellektuellen und zu den deutschen „Ideen von 1914“, die man gegen die französischen Ideen von 1789 ausspielte. Der Krieg werde, da war sich der Heidelberger Theologe sicher, alle überkommenen Sicherheitsversprechen, die auf Rationalität beruhenden sozialen und staatlichen Ordnungsstrukturen aus dem 19. Jahrhundert und damit auch die Basis bürgerlicher Kultur radikal in Frage stellen: „So zerbrechen auch uns heute alle rationellen Berechnungen. Alle Kurszettel und Kalkulationen, die Versicherungen und Zinsberechnungen, die Sicherstellungen gegen Unfälle und Überraschungen, der ganze kunstreiche Bau unserer Gesellschaft hat aufgehört, und über uns allen liegt das Ungeheure, das Unberechenbare, die Fülle des Möglichen.“<sup>3</sup>

Vier Jahre und sechs Monate später, im Frühjahr 1919, beobachtete Troeltsch als aufmerksamer Zeitgenosse in Berlin die Zeitläufte: Kriegsende und Revolution, das von ihm im Juli 1919 charakterisierte „Traumland der Waffenstillstandsperiode“ und die vielfältigen Hoffnungen, die sich mit der Friedenskonferenz in Paris verbanden.<sup>4</sup> Seine Spectator-Briefe sind

ein einzigartiger Kommentar zu einer verdichteten und beschleunigten Zeit. In ihnen rang der Autor immer wieder darum, die Komplexität und Unübersichtlichkeit, das Nebeneinander der Ereignisse und Probleme zu ordnen und zu strukturieren. So zog er im Februar 1919 eine erste Bilanz der deutschen Revolution vom November 1918 und hob dabei hervor, wie innere Entwicklung und äußere Konstellation stets zusammenhingen und sich die deutsche Revolution direkt auf den Waffenstillstand ausgewirkt hatte. Einerseits setzte Troeltsch ganz anders als 1914 seine Hoffnungen nun auf den „guten Kern des Sozialismus und das auch durch keine Restauration aufhaltbare Drängen zur Demokratie“, andererseits erkannte er die Tragweite der durch Krieg, Reparationen und Demobilisierung ausgelösten wirtschaftlichen Krise. So rechnete er mit „kolossaler Auswanderung, mit Geburtenrückgang, mit Wieder-Agrarisierung und nur einer dünnen industriellen[n] Decke“.

Auch die internationale Entwicklung erschien ihm denkbar unsicher, wobei er wie wenige andere Zeitgenossen politische und wirtschaftliche Entwicklungen, den Durchbruch zur Massendemokratie und die Bedingungen eines globalen Kapitalismus reflektierte. Die Gegenwart erschien charakterisiert durch viele „unsichere Rechnungen, von der Entwicklung des ‚Völkerbundes‘ und der Weltrationierung der Rohstoffe, sowie von der Gestaltung der Lohnverhältnisse“. Angesichts der Gleichzeitigkeit, des Nebeneinanders und der Verflechtung der Ereignisse formulierte er im ersten Spectator-Brief im Februar 1919 auch ein Leitmotiv dieses Jahres: „Die ganze Welt wird anders. Es ist noch lange nicht aller Tage Abend.“<sup>5</sup>

In diesen beiden Sätzen formulierte Troeltsch ein eigenartiges Nebeneinander von Veränderung, Beschleunigung und offenem Ausgang. Diese Prozesse, da war er sich sicher, ließen sich nicht mehr auf jene europäischen Staaten und Gesellschaften reduzieren, die 1914 in den Krieg eingetreten waren. Die Offenheit der historischen Situation, das Element des Fluiden, war zu einem globalen Phänomen geworden. Troeltsch beschrieb diesen Moment nicht zufällig als „Traumland“ zwischen dem Ende des Krieges und den ausformulierten Friedensschlüssen von 1919: als Phase der großen Erwartungen, die der Krieg mit jedem Monat und jedem Jahr akkumuliert hatte, als Forum weitgespannter und überspannter Hoffnungen, die sich jetzt kreuzten, verknüpften, überlagerten – und doch schon im Begriff waren, sich an der Rea-

lität konkurrierender Interessen und Ideologien zu brechen.<sup>6</sup>

Was kennzeichnete die deutsche Erfahrung dieses Umbruchs im Herbst 1918, der Trias von Niederlage, Revolution und Waffenstillstand, die sich in den beiden historischen Daten des 9. und des 11. November 1918 niederschlug? Und wie ordnet sich der deutsche November in eine allgemeine Geschichte des Kriegsendes ein, was ist sein historischer Ort in der Geschichte dieses Weltaußenblicks vom November 1918? Diese Fragen sind unmittelbar verknüpft mit dem Problem, wann die lange Vorgeschichte des Kriegsendes von 1918 einsetzte: Ab wann und warum wurden von den Zeitgenossen, zumal von Soldaten, Spannungen wahrgenommen, in denen es nicht allein um lokale Unzufriedenheit ging, sondern um die politischen und sozialen Ordnungen an sich, um die Legitimation und Begründung dieser Ordnungen, die durch den Krieg in so besonderer Weise herausgefordert wurden? Die folgenden Überlegungen gehen von zwei analytischen Perspektiven aus: einerseits vom Blick auf die lange Entwicklung der sozialen und politischen Legitimationskrise in Deutschland, die sich aus der Kriegserfahrung bis zum November 1918 steigerte; und andererseits im Vergleich unterschiedlicher Erfahrungen von Kriegsende und Umbruch in Europa. Im Ausblick sollen mit dem Fokus auf das Gewaltkontinuum über das Kriegsende hinaus sowie die Offenheit der historischen Situation bei allen Belastungen entscheidende Aspekte des langfristigen Erbes des November 1918 angesprochen werden.

## 2. Vorläufe: Soldatischer Widerstand im Krieg zwischen Erschöpfung und Protest

Schon seit 1915 hatte sich in der deutschen Marine die Einstellung der Matrosen zum Krieg und zur militärischen Hierarchie verändert.<sup>7</sup> Das zeigte sich in denjenigen Marineeinheiten, die anders als die U-Boote häufig wochen- und monatelang ohne Einsatz in den Häfen lagen. Mit zunehmender Konzentration auf den Einsatz der U-Boote wurden immer häufiger jüngere Offiziere und Unteroffiziere abkommandiert. Spannungen zwischen den verbliebenen älteren Offizieren und den Mannschaften häuften sich. Noch bevor es 1917 zu regelrechten Meutereien kam, die durch drakonische Strafen mit zahlreichen Todesurteilen gehandelt werden sollten, bemerkte der Matrose Richard Stumpf auf dem Linienschiff Helgoland im April 1915: „Eine überreizte, verärgerte Stimmung herrscht überall. [...] Verschwunden ist die frohe Kameradschaft; sie ist einer grantigen, missmutigen Stimmung gewichen. Kein Wunder, dass sich alles von Bord weg sehnt, wenn mal Freiwillige gesucht werden auf U-Boote.“ Am Pfingstmontag 1915 registrierte er, „dass während meiner Dienstzeit noch niemals die Kluft zwischen der Messe und der Back, dem Offizier und dem Mann, so klaffend tief gewesen ist, wie gerade jetzt während der Kriegszeit.“ Im August jedoch kam zu dieser Gereiztheit und der durchaus nicht neuen Spannung zwischen Offizieren und Mannschaften etwas Neues hinzu. Unter den besonderen Bedingungen der Marine und angesichts des engen Lebensraums der Schiffe erschienen die so sichtbaren Privilegien der Marineoffiziere, ihre bessere Verpflegung und Unterbringung sowie ihre großzügigeren Urlaubsregelungen, angesichts der Inaktivität der deutschen Schlachtflotte immer weniger gerechtfertigt. Die Kritik an dieser Konstellation ließ ein politisches Potenzial der Kritik erkennen, die auch den Blick über den Krieg hinaus einschloss: „Es ist erstaunlich, wie sich alle Mann jetzt um die Politik kümmern. Alles ist sich darüber einig, dass nach

<sup>3</sup> Ernst Troeltsch: Nach der Erklärung der Mobilmachung, 2. August 1914. In: Peter Wende (Hrsg.): Politische Reden, Bd. 3: 1914–1945. Frankfurt/Main 1994, S. 9–19, hier S. 17–18; Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs. 5. Aufl. München 2014, S. 238 ff.

<sup>4</sup> Ernst Troeltsch: Nach der Entscheidung (Juli 1919). In: ders.: Kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Friedrich Wilhelm Graf, Christian Albrecht und Gangolf Hübinger, Bd. 14: Spectator-Briefe und Berliner Briefe (1919–1922). Berlin 2015, S. 125–132, hier S. 131.

<sup>5</sup> Ernst Troeltsch: Rück- und Umblick 2 (Februar 1919). In: ebd., S. 59–64, hier S. 57 f.

<sup>6</sup> Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 19 ff.

<sup>7</sup> Vgl. im folgenden Jörn Leonhard: Erschöpfung und Zerfall. Das Ende des Kriegs in der Wahrnehmung der Soldaten. In: Sonja Kinzler, Doris Tillmann (Hrsg.): Die Stunde der Matrosen. Kiel und die deutsche Revolution 1918. Darmstadt 2018, S. 84–91.

dem Kriege die Bevorzugung der Offizierskaste aufhören muss.<sup>8</sup>

Es sollte weitere drei Jahre dauern, bis die deutschen Marineeinheiten zum Epizentrum einer revolutionären Bewegung wurden. Aber seismographisch ließen sich die Spannungen und Haarrisse in der sozialen Tektonik und die Politisierung der soldatischen Gemeinschaft viel früher erkennen. Spätestens nach dem Scharnierjahr 1916 mit den verlustreichen Abnutzungsschlachten im Westen vor Verdun und an der Somme und seit dem Frühjahr 1917 häuften sich Erschöpfungskrisen, die ihren Ausgang von den Armeen nahmen. Das galt zunächst insbesondere für Frankreich, wo sich seit April eine Meuterei an der Westfront entwickelte, die schließlich zahlreiche Divisionen erfasste und sich mit einer Streikbewegung an der Heimatfront verband. Das Vertrauen vieler Soldaten in die politischen Institutionen und ihre Führer war erschüttert, nicht aber ihr grundsätzliches Vertrauen in die Prinzipien der französischen Republik und in die Notwendigkeit, das Land gegen den deutschen Angriff zu verteidigen – das markierte die politische Wirkungsgrenze der Bewegung. Durch glaubwürdige Militärs wie Philippe Pétain und Politiker wie den Ministerpräsidenten Georges Clemenceau ließ sich die Situation stabilisieren. Die Reaktionen der französischen Soldaten hatten mit der aus dem Missverhältnis zwischen Opfern und Ergebnissen herrührenden Hoffnung auf ein Kriegsende durch eine letzte große Anstrengung zu

tun, die man mit der Nivelle-Offensive im Frühjahr 1917 verknüpft hatte. Die enttäuschten Erwartungen konnten auch deshalb in aktiven Widerstand umschlagen, weil die Forderungen im Kern nicht die Grundlage des patriotischen Dienstes für die im Krieg von außen angegriffene Nation infrage stellten. Die Verbindung dieses Minimalkonsenses mit der existierenden politischen Protestkultur Frankreichs, mit der Tradition des direkten Appells an die egalitäre souveräne Nation, erklärte die Eskalation der inneren Krise – aber es unterstrich auch ihre Wirkungsgrenze und den Ansatz zu ihrer Überwindung. Frankreich blieb nach dem Frühjahr und Sommer 1917 in einer prekären Situation, aber es brach nicht zusammen. Im Laufe der letzten Kriegsmonate gelang sogar eine zweite Mobilisierung der Gesellschaft, und die Anzahl der Streiks sank gegenüber 1917 deutlich ab.<sup>9</sup>

Besonders dramatisch entwickelte sich der Protest gegen die Fortsetzung des Krieges dagegen im russischen Militär. Hier ließ der verbreitete Eindruck von starren Klassengrenzen innerhalb des Militärs die Empörung 1917 in offenen Widerstand, in Massendesertionen und Befehlsverweigerungen umschlagen. Die Berichte über die Stimmung in der russischen Armee ließen keinen Zweifel daran, dass die sozialen Spannungen zwischen adligen Offizieren und Mannschaften sowie die bolschewikische Agitation für einen Frieden ab dem Frühjahr 1917 den militärischen Zusammenhalt erodieren ließen. Zu diesen Konflikten und Spannungen kamen zudem noch die Reaktionen der nichtrussischen Soldaten. In ihnen spiegelte sich die Auflösung überkommener Loyalitäten wider. Die Soldaten machten die seit dem Sturz des Zaren im Februar 1917 regierende Provisorische Regierung für die permanente Versorgungskrise in ihrer Heimat verantwortlich – aber das eigentlich Neue an dieser Kritik war der Vorwurf, die Soldaten müssten für ein Russland kämpfen, das sich nur um die Russen, und nicht um die Heimat anderer Bevölkerungen kümmere. Die Kriegserfahrung der Heimat wurde gleichsam an der Front ethnisiert.<sup>10</sup>

### 3. Deutschland im Herbst 1918: Von der Krise der Durchhaltgemeinschaft zur politischen Legitimationskrise

Zwischen dem Friedensschluss von Brest-Litowsk im März und dem Zusammenbruch der Mittelmächte seit Mitte September 1918 lagen sechs dramatische Monate.

Obwohl die deutsche Führung sich von der Revolution in Russland den Auftakt zu einem umfassenden Sieg in diesem Krieg erhoffte und den Zeitgenossen die Gesamtsituation offen erschien, ergab sich Ende 1917 und Anfang 1918 eine relative strukturelle Überlegenheit der Alliierten, zumal bei einer noch längeren Dauer des Krieges. Sie beruhte neben militärischen Aspekten vor allem auf der Belastungsfähigkeit der Heimatfronten, deren Bedeutung angesichts des Mobilisierungsdrucks in diesem totalisierten Krieg immer größer geworden war. Bei allen sozialen Spannungen waren die Industriearbeiter seit 1916/17 deutlich weniger vom politischen System und seinen Repräsentanten entfremdet als in Deutschland und Österreich-Ungarn.

In den westeuropäischen Gesellschaften richtete sich ihre Politisierung nicht gegen die bestehende Ordnung der demokratischen Republik oder der parlamentarischen Monarchie, sondern zielte auf eine gerechte Verteilung der Kriegslasten, wie zumal die Meuterei- und Streikkrisen in Frankreich im Frühjahr 1917 unterstri-

chen hatten.<sup>11</sup> Wer dagegen die Streikwellen Ende 1917 und Anfang 1918 in den Industriezentren und Hauptstädten der Mittelmächte erlebte, konnte eine Spannung ganz anderer Qualität beobachten. Sie hatte das Potenzial, die Existenz der Regime in Frage zu stellen. Am Ende dieses Prozesses stand eine fast surreale Szene, als Wilhelm II. vor unbeeindruckten Krupp-Arbeitern am 11. September 1918 an die Einheit der Kriegsnation im Zeichen einer den Monarchen und den Arbeiter verbindenden Dienstethik appellierte und damit ein letztes Mal an die Burgfriedenskonstellation vom August 1914 erinnerte: „Jeder von uns bekommt von oben seine Aufgabe zugeteilt. Du an deinem Hammer, du an deiner Drehbank und Ich auf meinem Throne.“ Doch Wilhelms Versuch entlarvte den inszenierten Moment und die Hohlheit der Symbole, die ihre Überzeugungskraft längst eingebüßt hatten.<sup>12</sup>

Kritisch wurde die Situation ab dem Sommer 1918, als die großangelegte Offensive an der Westfront ins Stocken geriet und die deutschen Verbände kaum mehr in der Lage waren, die Verluste zu kompensieren. Jetzt traten innerhalb der deutschen Truppen zum ersten Mal vermehrt Disziplinarprobleme auf, vor allem im Kontext der schlechten Versorgung. Doch erst in der Endphase ab dem Spätsommer gab es Anzeichen, dass sich der Zusammenhalt der deutschen Einheiten auflöste; erst jetzt meldeten die Armeeoberkommandos einen massiven Anstieg von Desertionen und Selbstverstümmelungen. Am 15. September schrieb ein Soldat in einem Brief, der an das preußische Kriegsministerium weitergeleitet wurde: „Nun sind wir aber an der ganzen Front zurückgegangen, nicht, weil wir dazu gezwungen wurden, denn dazu ist der Deutsche ein zu guter Soldat, [...] aber weil unsere Kampftruppen nicht mehr länger ausharren wollen. Wofür sich aufopfern, wofür? Etwa fürs Vaterland und seine heiligsten Güter? Nein, den Patriotismus haben sie schon längst alle begraben. Sie wollen keinen Eroberungskrieg mehr führen. [...] Diese Ansich-

<sup>8</sup> Richard Stumpf: Warum die Flotte zerbrach. Kriegstagebuch eines christlichen Arbeiters. Berlin 1927, Eintragungen vom 13. April 1915, Pfingstmontag 1915, 23. August 1915 und 7. November 1915. Zitiert nach: Ernst Johann (Hrsg.): Innenansicht eines Krieges. Bilder – Briefe – Dokumente. Frankfurt/Main 1968, S. 117, 125 und 144; Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 306 f.

<sup>9</sup> Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 619 f.

<sup>10</sup> Ebd., S. 650 f. und 661–688.

<sup>11</sup> David Stevenson: With Our Backs to the Wall. Victory and Defeat in 1918. London 2012, S. 1–29; Bruno Thoß: Militärische Entscheidung und politisch-gesellschaftlicher Umbruch. Das Jahr 1918 in der neueren Weltkriegsforschung. In: Jörg Duppler, Gerhard Paul Groß (Hrsg.): Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung. München 1999, S. 17–40, hier S. 17–37; Leonard V. Smith: Between Mutiny and Obedience. The Case of the French Fifth Infantry Division during World War I. Princeton/NJ 1994, S. 175–221; Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 651–661.

<sup>12</sup> Rede des Kaisers vor den Kruppschen Arbeitern, Essen, 11. September 1918. In: Michael Obst (Hrsg.): Die politischen Reden Kaiser Wilhelms II. Eine Auswahl. Paderborn 2011, S. 411.

ten teilen 95 Prozent sämtlicher Truppengattungen im Felde.“<sup>13</sup>

Das Ende des Krieges war aus der Perspektive der deutschen Truppen nicht die Folge eines verdeckten Militärstreiks seit dem Sommer 1918 mit Massenmeutereien und einem völligen Zusammenbruch der Disziplin gegenüber den militärischen Vorgesetzten. Bis zum Beginn der offiziellen Verhandlungen um einen Waffenstillstand Anfang Oktober blieben größere Meutereien aus. Erst als die Fortsetzung der Kämpfe aus der Sicht der Soldaten keinen Sinn mehr machte, flammten sie auf. Doch gerade der zumeist geordnete Rückmarsch in die Heimat passte nicht zum Bild eines ungeordneten Zusammenbruchs und einer militärischen Niederlage. Hier fielen die konkrete militärische Situation und das Bild einer bis zum Schluss glaubwürdigen männlich-heroischen Behauptung im Feld auseinander. Das galt erst recht im Osten Europas, wo die Soldaten des Kaiserreichs den Krieg im März 1918 erfolgreich beendet hatten.<sup>14</sup>

Das Motiv hinter diesem vergleichsweise langen Durchhalten der deutschen Soldaten war ganz sicher kein Kriegspatriotismus mehr. Es ergab sich vielmehr eher aus einer privaten Perspektive und den konkreten eigenen Erwartungen. Die Angst vor einem unbekanntem Feind, dem man nicht trauen konnte, verband sich mit dem instinktiven Wunsch, die eigene Heimat und Familie vor der an der Front er-

fahrenen Zerstörungsgewalt des Krieges zu schützen. Solange eine realistische Chance bestand, den Krieg in diesem Sinne zu gewinnen und selbst zu überleben, blieb dieser Begründungszusammenhang bestehen. Erst im Spätsommer 1918 zeichnete sich dann eine Bruchstelle für die deutschen Soldaten ab.<sup>15</sup>

Auch die hohen Verluste zwischen Frühjahr und Sommer 1918, die zum Teil die höchsten des ganzen Krieges darstellten, bedeuteten für sich genommen noch keinen Zusammenbruch der Durchhalte-Gesellschaft – und hier lag eine entscheidende Brücke zur Heimat. Denn viele Deutsche warteten noch bis in die letzten Wochen hinein auf einen Sieg und konnten sich eine Niederlage überhaupt nicht vorstellen. Sebastian Haffner beschrieb diese Situation im Rückblick: „[I]ch hatte keine rechte Vorstellung mehr vom Frieden, wohl aber hatte ich eine Vorstellung vom ‚Endsieg‘. Der Endsieg, die große Summe, zu der sich alle die vielen Teilsiege, die der Heeresbericht enthielt, unvermeidlich einmal zusammenaddieren mussten, war für mich ungefähr das, was für den frommen Christen das Jüngste Gericht ist. [...] Es war eine unvorstellbare Steigerung aller Siegesnachrichten, in der die Gefangenzahlen, Landeroberungen und Beuteziffern vor Ungeheuerlichkeit sich selber aufhoben. Danach war nichts mehr vorzustellen. [...] Ich wartete tatsächlich auf den Endsieg noch in den Monaten Juli bis Oktober 1918, obwohl ich nicht so töricht war, nicht zu merken, dass die Heeresberichte trüber und trüber wurden und dass ich nachgerade gegen alle Vernunft wartete. Immerhin, war nicht Russland geschlagen? Besaßen ‚wir‘ nicht die Ukraine, die alles liefern würde, was nötig war, um den Krieg zu gewinnen? Standen ‚wir‘ nicht immer noch tief in Frankreich?“<sup>16</sup>

Diese Situation erklärte die in den Augen vieler Deutscher plötzliche, unvorbereitete Desillusionierung über den Ausgang des Krieges, den „Entzauberungsschlag“, als sich die Ereignisse seit Ende September und Anfang Oktober dramatisch zuspitzten. Ende September 1918 unterrichtete die militärische Führung, die Oberste Heeresleitung unter Paul von Hindenburg und Erich Ludendorff, den Kaiser davon, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei, und drängte darauf, so schnell wie möglich Verhandlungen mit

dem amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson aufzunehmen.<sup>17</sup> Dabei setzte die militärische Führung alles daran, die Verantwortung für die militärische Niederlage abzuwälzen und jenen politischen Parteien zuzuweisen, die seit spätestens 1917 den aggressiven Kriegskurs kritisiert und sich wie MSPD, Zentrum und linksliberale DDP im Sommer 1917 für die Friedensresolution des Reichstags eingesetzt hatten. Der bayerische Militärbevollmächtigte bei der Obersten Heeresleitung schrieb: „Es ist ganz gut, dass die linksstehenden Parteien das Odium dieses Friedensschlusses auf sich nehmen müssen. Der Sturm der Entrüstung wird sich dann gegen diese kehren. Später hofft man dann sich wieder in den Sattel zu schwingen und nach altem Rezept weiterzuregieren.“<sup>18</sup> Aus diesem Kontext entstand der Nährboden für die Dolchstoßlegende. Der Krieg, so der Führer der Obersten Heeresleitung und spätere Reichspräsident Paul von Hindenburg, sei eben nicht militärisch verloren worden, sondern politisch durch den Defätismus und den kommunistischen Verrat der Heimatfront sowie die Meuterei der Flotte: „Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmigsten Hagen, so stürzte unsere ermattete Front, [...] vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatischen Kraft neues Leben zu trinken.“<sup>19</sup>

Nach einem Notenwechsel zwischen der neuen deutschen Reichsregierung unter Max von Baden, der nach der faktischen Parlamentarisierung der Monarchie nun nicht mehr vom Vertrauen des Kaisers, sondern erstmals in der Geschichte des Kaiserreichs von der Mehrheit im Parlament abhängig war, machte die dritte Note des amerikanischen Präsidenten vom 23. Oktober deutlich, dass die Oktoberreformen nicht ausreichten, um das Vertrauen gegenüber der deutschen Regierung zu sichern. Es sei nämlich klar, „daß das deutsche Volk kein Mittel besitzt, um zu befehlen, daß sich die deutschen Militärbehörden dem Volkswillen unterordnen, daß die Macht des Königs von Preußen, die Politik des Reiches unter seiner Kontrolle zu halten, noch unzerstörbar ist, daß die entscheidende Initiative noch immer bei denen liegt, die bis jetzt die Herrscher in Deutschland waren.“ Das aber lief auf einen Systemwechsel als Voraussetzung für einen Waffenstillstand hinaus. Im „Gefühl, dass der ganze Weltfrieden jetzt davon abhängt“, betonte Wilson, „daß die Völker der Welt kein Vertrauen zu den Worten derjenigen hegen können, die bis jetzt die deutsche Politik beherrschten.“<sup>20</sup> Diese Position spitzte den innenpolitischen Machtkampf in Deutschland zwischen der Militärführung und der zivilen Reichsleitung unter Max von Baden gleichsam von außen zu. Jetzt vollzog die militärische Führung eine radikale Wende und forderte den Abbruch der Verhandlungen und die Fortsetzung des Kampfes, den sie wenige Wochen zuvor für unmöglich gehalten hatte.

Tatsächlich offenbarte sich seit Anfang Oktober, wie wenig die militärische Führung bereit war, eine effektive politisch-parlamentarische Kontrolle zuzulassen oder sich gar einer von der Parlamentsmehrheit abhängigen Reichsregierung unterzuordnen. Darin lag ein entscheidender Unterschied zu den Beziehungen zwischen der politischen und militärischen Führung in Großbritannien und Frankreich. Während David Lloyd George in London und Georges Clemenceau in Paris letztlich den Primat der Politik durchsetzen konnten, mündete der weitgefaste politische Anspruch der deutschen Obersten Heeresleitung darin, dass sich Ludendorff und Hindenburg weigerten, die Verantwortung für die sich abzeichnende Niederlage zu übernehmen. Daher kam der Frage eine so große Bedeutung zu, inwiefern die wichtigsten Re-

<sup>13</sup> Zitiert nach: Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann (Hrsg.): *Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit*. Frankfurt/Main 1994, S. 142; Leonhard, *Büchse der Pandora* (wie Anm. 3), S. 853.

<sup>14</sup> Wilhelm Deist: *Verdeckter Militärstreik im Kriegsjahr 1918?* In: Wolfram Wette (Hrsg.): *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*. München 1992, S. 146–167; Christoph Jahr: *Gewöhnliche Soldaten: Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914–1918*. Göttingen 1998, S. 161–167.

<sup>15</sup> Christian Stachelbeck: *Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg*. Die 11. Bayerische Infanteriedivision 1915 bis 1918. Paderborn 2010, S. 344 f.; Scott Stephenson: *The Final Battle. Soldiers of the Western Front and the German Revolution of 1918*. Cambridge 2009, S. 65; Alexander Watson: *Enduring the Great War. Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914–1918*. 2. Aufl. Cambridge 2009, S. 184–231.

<sup>16</sup> Sebastian Haffner: *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*. 3. Aufl. München 2004, S. 25 f.; Leonhard, *Büchse der Pandora* (wie Anm. 3), S. 853 ff.

<sup>17</sup> Joachim Fest: *Hitler. Eine Biographie* (1973). 10. Aufl. Frankfurt/Main 1981, S. 113; Peter Graf Kielmannsegg: *Deutschland und der Erste Weltkrieg*. Frankfurt/Main 1968, S. 671 und 662–663; Erich Eyck: *Geschichte der Weimarer Republik*, Bd. 1. Zürich 1954, S. 45–50.

<sup>18</sup> Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten beim OHL, 7. Oktober 1918, zitiert nach: Gerald D. Feldmann: *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918*. Berlin 1985, S. 410 f.; vgl. Ulrich Herbert: *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*. München 2014, S. 165 f., dort auch das nachfolgende Zitat.

<sup>19</sup> Paul von Hindenburg: *Aus meinem Leben*. Leipzig 1920, S. 403.

<sup>20</sup> Antwortnote des amerikanischen Präsidenten Wilson an die deutsche Regierung vom 23. Oktober 1918. In: Herbert Michaelis, Ernst Schraepfer (Hrsg.): *Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte*, Bd. 2: *Der militärische Zusammenbruch und das Ende des Kaiserreiches*. Berlin 1958, S. 429–431, hier S. 430 f.

präsentanten des Kaiserreichs, die Monarchie und die Führung der Obersten Heeresleitung, wirklich bereit waren, die mit der Oktoberreform verbundenen Konsequenzen zu ziehen.<sup>21</sup>

In der Praxis zeigte sich sehr bald das Gegenteil. Das galt zum einen für die sich zurückziehenden Truppen in Frankreich und Belgien, die vielerorts die bereits im Frühjahr 1917 erprobte Praxis der „verbrannten Erde“ anwandten und systematisch alle Verkehrs- und Kommunikationsverbindungen sowie Industriebetriebe und Bergwerke zerstörten – ohne diese Maßnahmen, die die Waffenstillstandsverhandlungen belasten mussten, in irgendeiner Weise abzusprechen. Es betraf zum anderen aber vor allem die Marineleitung, die gegen den Willen des neuen Reichskanzlers und der Reichstagsmehrheit eine eigene letzte Operation in der Nordsee plante, um dem britischen Gegner bei einer sich abzeichnenden Niederlage nicht kampfflos die Schlachtflotte ausliefern zu müssen. Und es galt schließlich auch für den Monarchen selbst, der sich in einem entscheidenden Moment unter den Schutz des Militärs begab, die zunehmend unruhige Hauptstadt Berlin verließ und sich in das Große Hauptquartier nach Spa begab. Damit entstand ein politisches Vakuum in Berlin, während der Reichskanzler die innenpolitische Kursänderung fortsetze und auf Distanz gegenüber der bisherigen militärischen Führung der Heeresleitung ging. Die Entlassung Ludendorffs Ende Oktober 1918 zeigte, wie groß die Vertrauenskrise zwischen militärischer und politischer Führung geworden war. Der Architekt des Krieges, der seine Karriere 1914 vor Lüttich begonnen hatte und an der Seite Hindenburgs spätestens

seit dem Sommer 1916 zur beherrschenden Figur hinter der Mobilisierung der deutschen Kriegsressourcen geworden war, floh jetzt in Zivil nach Schweden und erlebte das Kriegsende in einem Stockholmer Hotelzimmer. Dieser Schritt demonstrierte in den Augen vieler Soldaten und vor allem vieler Matrosen der auf Reede liegenden Schlachtschiffe, welche Veränderungen jetzt plötzlich möglich waren.<sup>22</sup>

## 4. Der deutsche November 1918: Umbruch und Aufbruch

Diese enorme Beschleunigung von Veränderungen, welche die deutsche Kriegsgesellschaft innerhalb kurzer Zeit erfassten, führte dennoch nicht zu einer Entwicklung wie 1917 in Russland. Vor allem kam es zu keinem vergleichbaren Zusammenbruch der Front und zu keinem völligen Kollaps der Armee. Im Vergleich zu anderen Armeen, insbesondere denen Russlands und Italiens sowie schließlich auch Österreich-Ungarns, blieb die Zahl der Disziplinarvergehen in der deutschen Armee auch in der Endphase des Krieges relativ gering. Zum einen war der Offiziershass im deutschen Heer anders als in den Armeen Italiens oder Russlands weniger stark ausgeprägt. Vor allem jüngere Zug- und Kompanieführer, welche die konkreten Lebensbedingungen an der Front mit den Mannschaften teilten, genossen oftmals besonderes Ansehen – anders als die höheren Offiziere und Kommandeure der Stäbe in der Etappe.

Ganz anders stellte sich die Situation der deutschen Marine dar, und nur aus diesem Zusammenhang lässt sich die Dynamik der Ereignisse in den norddeutschen Seehäfen ab Ende Oktober erklären. Denn hier hatten sich während des Krieges immer stärkere Spannungen zwischen Offizieren und Mannschaften entwickelt. Vor allem die Privilegien der Offiziere wirkten angesichts der ausbleibenden Kampfeinsätze der Schlachtflotte provozierend. Viele jüngere Offiziere, welche die Kommunikation mit den Mannschaften besser hätten aufrechterhalten können, waren zur U-Boot-Flotte abkommandiert worden, während für die Marineführung

ein ganz eigener und traditioneller Ehrenkodex bestimmend blieb. Dazu kam die symbolische Dimension der Flotte für das Selbstverständnis des Kaiserreichs. Seit der Jahrhundertwende hatte die deutsche Hochseeflotte im Fokus der Konflikte um die Ausrichtung der deutschen Außen- und Innenpolitik gestanden. Die amerikanische Forderung nach einem sofortigen Ende des unbeschränkten U-Boot-Krieges, und damit der einzigen maritimen Waffe, die sich im Krieg als fatal wirksam erwiesen hatte, stellte in den Augen der Seekriegsführung einen Angriff auf die „Ehre der Marine“ und der gesamten Streitkräfte dar. Als die Berliner Regierung das Ende des U-Boot-Krieges zusagte, erließ die Marine den militärisch sinnlosen Befehl zu einem Angriff auf die Themsemündung und die Küste Flanderns, um die Royal Navy zu einem Endkampf zu zwingen.<sup>23</sup>

So eskalierten lokale Widerstände seit dem 27. Oktober. Es kam zu Massenmeutereien in der Hochseeflotte, die in Wilhelmshaven auf Reede lag. Dahinter standen nicht allein die verbreitete Kriegsmüdigkeit und die Angst vor einem nutzlosen letzten Einsatz auf See, sondern auch das Gefühl, dass die Marineleitung mit dem geplanten Vorstoß den Willen der neuen Reichsregierung bewusst unterließ – in dieser Begründung des Widerstands wurde die politische Stoßrichtung der Bewegung erkennbar. Die Forderungen der Matrosen liefen im Herbst 1918 zunächst auf eine Verbesserung der konkreten Lebensbedingungen hinaus. So ging es um bessere Essensrationen und eine Ausweitung der Urlaubsbedingungen. Aber man verlangte auch die Einrichtung von Komitees zur Überwachung der Kriegsgerichte, eine Lockerung der Disziplinarmaßnahmen

und schließlich die Freilassung verhafteter Kameraden in anderen Häfen. Als zahlreiche Matrosen in Wilhelmshaven verhaftet wurden und die Marineleitung mehrere Linienschiffe dorthin verlegte, interpretierten die Soldaten das als demonstrative Bereitschaft der Kommandeure, den faktischen Militärstreik gewaltsam niederzuschlagen, um eine Wiederholung der Ereignisse wie in Russland 1917 unter allen Umständen zu verhindern. Vor diesem Hintergrund wurden nun auch Soldaten und Matrosen in anderen Hafenstädten und Garnisonen mobilisiert. In den Protestkundgebungen reichten die Forderungen nun weiter und liefen auf eine Reform des Militärs hinaus. So ging es neben der Freilassung inhaftierter Kameraden jetzt auch um die Bildung von Soldatenräten und die Entwaffnung der Offiziere.

In diesem kritischen Moment lösten selbst kleinste Konzessionen der Marineleitung eine „Revolution steigender Erwartungen“ aus, indem sie immer mehr dezidiert politische Forderungen provozierten, die über die konkrete Konstellation und den Kontext vor Ort – den geplanten Marinevorstoß und die Inhaftierung der Kameraden – hinausgingen.<sup>24</sup> In Kiel versuchte man nun mit Massendemonstrationen, die Freilassung der Kameraden zu erzwingen. Als die Marineführung das Feuer eröffnen ließ, starben acht Matrosen. Diese Eskalation führte schließlich zur kollektiven Organisation der Matrosen an Land. Man entwaffnete Offiziere, befreite die Gefangenen, brachte die Stadt und Garnison Kiel unter Kontrolle und setzte mit der Bildung des ersten Soldatenrates ein entscheidendes Zeichen für die Protestorganisation der kommenden Tage und Wochen.<sup>25</sup>

Die Bewegung, die seit Anfang November 1918 von Kiel ausging, offenbarte das Ausmaß der Legitimationskrise der Militärmonarchie in Deutschland. Denn fast überall kapitulierten die alten Gewalten, traten Bürgermeister und Landräte zurück, dankten Monarchen und Fürsten ab, beginnend mit dem bayerischen König. Bei Wilhelm II. dagegen dominierte der Realitätsverlust. Wegen ein „paar hundert Juden und der tausend Arbeiter“ wolle er nicht zurücktreten, und noch am 8. November forderte er den Kampf Deutschlands als Eckpfeiler gegen den Bolschewismus.<sup>26</sup> Als selbst bislang kaisertreue Einheiten überliefen, er-

<sup>22</sup> Eberhard Kolb: Die Weimarer Republik. 2. Aufl. München 1988, S. 5 f.; Manfred Nebelin: Ludendorff. Diktator im Ersten Weltkrieg. München 2010, S. 489–508; Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 885 f.

<sup>21</sup> Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 885.

<sup>24</sup> Ders.: 1917–1920 and the Global Revolution of Rising Expectations. In: Stefan Rinke, Michael Wildt (Hrsg.): Revolutions and Counter-Revolution. 1917 and its Aftermath from a Global Perspective. Frankfurt/Main 2017, S. 31–51.

<sup>25</sup> Ders., Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 888.

<sup>26</sup> Wilhelm II. am 8. November 1918. In: Sigurd von Ilse: Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II., Bd. 1. München 1967, S. 35, zitiert nach: Herbert, Geschichte Deutschlands (wie Anm. 18), S. 169.

<sup>23</sup> Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 887.

zwang Kanzler Max von Baden die Abdankung, die er schließlich gegen den Willen des Monarchen am 9. November verkündete.

Seit Anfang November offenbarte sich in aller Deutlichkeit, wie weit die Legitimationskrise längst gediehen war – der überkommene Staat, seine Akteure und Institutionen, vor allem das Militär in den Garnisonen und die städtischen Polizeikräfte, schienen paralysiert. Bemerkenswert an dieser Phase zwischen Anfang November und der Kulmination der Ereignisse am 9. November in Berlin war, dass es eben keiner extremen Gewalt bedurfte, sondern sich ein weitgehend lautloser Machtwechsel vollzog: Der Staat musste in dieser Situation nicht revolutionär erobert werden, er schien sich zu ergeben. In der sich von Kiel ausbreitenden Bewegung agierten als Akteure vor allem Soldaten, lokale Garnisonen, Industriearbeiter, Gewerkschaftler und die politischen Repräsentanten der Arbeiterparteien vor Ort.

Obwohl sich häufig Soldaten- und Arbeiterräte bildeten, stand dahinter keine bolschewikisch-revolutionäre Massenbewegung oder eine langfristig umgesetzte Revolutionsstrategie einer entschlossenen Mehrheit. Primär handelte es sich um improvisierte Notstandsregime, die vor Ort in einem Augenblick die Macht übernahmen, in dem die überkommenen staatlichen Akteure ihre Autorität eingebüßt hatten – einer zentralen Koordination folgte diese Entwicklung nicht. Aber obwohl die Rätebewegung Anfang November 1918 kein Instrument einer roten Oktoberrevolution in Deutschland war, wurde sie ein dynamisches Instrument, durch das sich ein großer Teil der deutschen Bevölkerung mit der Möglichkeit einer politischen und sozialen Neuordnung auseinandersetzte.

Was also kennzeichnete den deutschen Weg zu dieser belasteten Offenheit des Dezember 1918? In der Endphase des Krieges überlagerten sich zwei Prozesse: Die sich abzeichnende militärische Niederlage wirkte als Anlass und Katalysator für die Revolutionen in den Gesellschaften der Mittelmächte, doch die Ursachen lagen im Verlust der politischen Legitimation im Laufe des Krieges, vor allem seit 1916. Dagegen wirkten revolutionäre Bewegung und soziale Transformationen nicht als Ursachen der militärischen Niederlage. Soldatische Dienstverweigerungen und Selbst-Demobilisierungen wurden erst zu einem Massenphänomen, nachdem die konkrete Aussicht auf einen Sieg geschwunden war. Dann allerdings beschleunigten sie auch die Erosion der politischen Legitimation der Militärmonarchie. Gerade die Auszehrung der Kriegsgesellschaften, der Mangel und der Übergang von einer Kriminalisierung des Alltags in eine Glaubwürdigkeitskrise des Kriegsstaates hatten die Monarchien der Mittelmächte ausgehöhlt.

Die beherrschende Alternative in dieser Situation lautete aber trotz der anhaltend starken Wirkung des antibolschewistischen Feindbildes nicht Bolschewismus oder Demokratie. Doch brachte die Wahrnehmung dieser Bedrohung eine eigene handlungsleitende Realität hervor, wie sich in der Gewalt gegen die radikalisierte Linke bald zeigen sollte. Doch im Kern waren die entstehenden Rätebewegungen mehrheitssozialdemokratisch und verstanden sich eher als eine Übergangsinstitution, um Ruhe und Ordnung in der Phase des Kriegsendes und der Demobilisierung der Massenheere bis zur Etablierung einer demokratischen Republik zu sichern.

Das Ziel der Arbeiter- und Soldatenräte war die Demokratisierung von Staat und Gesellschaft, des Militärs und der Verwaltung, auch die Sozialisierung von Schlüsselindustrien. Nur ein Teil von ihnen radikalisierte sich im Sinne einer sozialrevolutionären Avantgarde nach dem Vorbild der Bolschewiki. Zeitversetzt, im Spartakus-Aufstand vom Januar 1919, den Auseinandersetzungen um die Räterepubliken in München und Bremen, der Niederschlagung der Aufstände im Frühjahr 1919 in Mitteldeutschland, mündete die Enttäuschung über den Kurs der SPD und ausbleibende weitergehende politische und soziale Reformen in eine Welle der Gewalt. Dieses Muster zeigte sich auch in der Liquidierung der am russischen Vorbild orientierten bolschewikischen Räteherrschaft unter dem Kommunisten Béla Kun in Ungarn durch Truppen des Admirals Horthy und später in der Errichtung einer autoritären Herrschaft unter Marschall Piłsudski in Polen. Diese aus der Dialektik von Revolution und Gegenrevolution entstehende Gewalt sollte ein Erbe der Revolutionen vom

Herbst 1918 werden, das weit über den November 1918 hinauswirkte.<sup>27</sup>

## 5. „Wie dieser Krieg zu Ende geht“: Der November 1918 und die Varianten der Niederlage im Vergleich

In seinem Buch über „Die Soziologie des Krieges“ hatte Emil Lederer bereits im Januar 1915 die entscheidende Bedingung für den Ausgang aus diesem Krieg formuliert. Der „wirkliche Zwang, Frieden zu schließen“, könne erst dann gegeben sein, „wenn das Menschenreservoir wirklich ausgeschöpft ist, die Menschenmassen verbraucht sind“.<sup>28</sup> Dieser Moment war im Spätsommer und Frühherbst 1918 gekommen und entfaltete sich als ein langes Kriegsende. Doch hinter der chronologischen Gleichzeitigkeit der Waffenstillstände zwischen September und November stand eine Ungleichzeitigkeit von strukturellen Umbrüchen und Erfahrungen. Sie erklärte je unterschiedliche Verknüpfungen von Niederlage und Revolution, Kriegsen-

de und staatlicher Erosion. Die deutsche Gesellschaft stellte vor diesem Hintergrund nur eine Variante dar.

Anders als in Russland, der Habsburgermonarchie und im Deutschen Reich stand das Kriegsende des Osmanischen Reichs im Herbst 1918 zunächst im Zeichen der Kontinuität der Monarchie. Während die Spitze der jungtürkischen Führung flüchten oder mit Verhaftung und Aburteilung rechnen musste, überlebten Sultanat und Kalifat die Niederlage und blieben zunächst wichtige politische Akteure und Ansprechpartner für die Alliierten. Die Unterschiede zwischen dem Kriegsende im Osmanischen Reich und den anderen kontinentaleuropäischen Empires verwiesen auf strukturelle Differenzen: Im Osmanischen Reich fehlten industrielle Zentren und Großstädte mit einem starken Anteil von Industriearbeitern. Deshalb konnte sich hier im letzten Kriegsjahr und zumal im Herbst 1918 die für Russland 1917, die Habsburgermonarchie ab Anfang 1918 und Deutschland ab Herbst 1918 so charakteristische Entfremdung der Industriearbeiter und ihre wichtige Rolle bei der revolutionären Umwälzung nicht ausbilden. Auch gab es keine Anzeichen für politisierte Meutereien unter den osmanischen Soldaten. Die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten und die Suche nach einer eigenen Variante der Oktoberrevolution spielte im Osmanischen Reich keine Rolle. Dafür fehlte das kollektive Bewusstsein der meisten Soldaten, aber auch die Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur sowie die mediale Dynamik. Nach dem Abschluss des Waffenstillstandes und der Flucht der führenden jungtürkischen Politiker konnten viele Offiziere außerhalb der Hauptstadt die Kontrolle über militärische Verbände übernehmen. Aus dem Kriegsende ging ein Nebeneinander konkurrierender politischer und militärischer Akteure hervor, während sich die Kluft zwischen den Ereignissen in der Hauptstadt und in weiten Gebieten Anatoliens vertiefte.

Das Ende des Krieges und die Erosion der Habsburgermonarchie, ihre sukzessive Auflösung in Nachfolgestaaten sowie die revolutionären Anläufe in Wien und zumal in Ungarn im Frühjahr 1919 sind mit keinem einzelnen Datum zu fassen. Das unterschied die Situation von der Entwicklung im Osmanischen Reich oder in Deutschland, wo der 30. Oktober 1918 bzw. der 9. und 11. November 1918 entscheidende Zäsuren markierten. Für die k.u.k.-Monarchie war demgegenüber ein Prozess charakteristisch, der einzelne Verdichtungen und unterschiedliche Gewalteruptionen aufwies, doch die Frage der Nachkriegsordnung offenhielt und so ein Vakuum entstehen ließ. Die Auflösung der Monarchie war nicht das gleichsam naturgesetzliche Ergebnis eines lange vor 1914 eindeutig erkennbaren Sezessionsbestrebens nationaler Be-

<sup>27</sup> Leonhard, *Büchse der Pandora* (wie Anm. 3), S. 937 f.

<sup>28</sup> Emil Lederer: *Zur Soziologie des Weltkrieges* (1915). In: ders.: *Schriften zur Wissenschaftslehre und Kultursoziologie*. Texte von Emil Lederer, hrsg. von Peter Gostmann und Alexandra Ivanova. Wiesbaden 2014, S. 101–130, hier S. 106; Hinnerk Bruhns: *Max Weber und der Erste Weltkrieg*. Tübingen 2017, S. 68.

wegungen. Dieses Narrativ vom anachronistischen „Völkergefängnis“, das die Sezessionen unumkehrbar erscheinen ließ, entstand erst in der Geschichtsschreibung der neuen Staaten Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas nach 1918 und diente der historischen Legitimation der neuen Nationalstaaten. Zwischen der Position nationaler Exilpolitiker wie Tomas Masaryk und der Wahrnehmung der Situation vor Ort bestand vor dem Herbst 1918 lange Zeit eine deutliche Kluft, und erst die im Alltag erfahrbare Krise der überkommenen Staatlichkeit, etwa bei der Ernährung der Bevölkerung, führte zu einer neuartigen Ethnisierung der Politik.<sup>29</sup>

Erst in der Endphase des Krieges und durch die Richtungsänderung in der Politik der Entente und der USA gegenüber der Habsburgermonarchie nach dem Ausgang der Sixtus-Affäre erfuhren die tschechischen, slowakischen und südslawischen Exilpolitiker eine Aufwertung, die den Brückenschlag zu den Nationalräten und Nationalkomitees in Prag oder Zagreb erlaubte. Die ethnische Aufladung der Konflikte, die Vorstellung, die drängenden Probleme von Versorgung und Nachkrieg besser auf lokaler und nationaler Ebene lösen zu können, setzte die soziale und wirtschaftliche Erschöpfung sowie die militärische Erosion voraus – genau hier verlor der k.u.k.-Staat seine Glaubwürdigkeit. Während Kaiser Karl noch Phantasien über die Wiederherstellung der Monarchie nachhing, mündete die Situation im Herbst 1918 in unklaren Grenzziehungen und konkurrierenden Ansprüchen der neuen Staaten, die künftige Konflikte bereits erahnen ließen. Bei der Durchsetzung ihrer Forderungen, mit der sie ihre

neu gewonnene nationale Souveränität beweisen wollten, waren diese Staaten allerdings auf Institutionen angewiesen, die bis November 1918 die Habsburgermonarchie getragen hatten. Neben dem symbolischen Bruch existierten mithin zahllose Elemente der Kontinuität. Die demobilisierten Soldaten der k.u.k.-Armee wurden häufig sehr schnell in nationale Streitkräfte integriert und sofort wieder eingesetzt. So blieb die Gewalt nach dem formalen Ende des Krieges erhalten, obwohl sie weniger die Folge einer sozialen Revolution war, sondern den Kampf um Territorien, Grenzen und die Zuordnung von Bevölkerungen begleitete.

Die im Januar 1919 beginnende Pariser Friedenskonferenz lieferte für diese Prozesse immer wieder wichtige Impulse, sie stellte einen universellen Begründungszusammenhang her und bot den neuen Repräsentanten der Nachfolgestaaten nicht zuletzt die Möglichkeit, auf internationaler Bühne die Anerkennung und damit die Ratifizierung der seit Oktober 1918 eingetretenen Konstellationen zu erreichen. Dieser Prozess war jedoch nicht das Ergebnis demokratischer Prinzipien, nationaler Selbstbestimmung und politischer Revolutionen, sondern je verschiedener Machtverhältnisse vor Ort. Wie das Beispiel Ungarns nach dem Oktober 1918 zeigen sollte, führte das zu ganz eigenen Verbindungen von Nationalkrieg und revolutionärem Klassenkampf: Die Revolution ließ sich ethnisieren, der nationale Verteidigungskampf gegen die in Paris beschlossenen territorialen Verluste als Teil eines internationalen Klassenkampfes in seiner Bedeutung steigern.<sup>30</sup>

Vor dem Hintergrund dieser ganz anderen Entwicklungen wird der besondere Charakter der deutschen Erfahrung von Kriegsende, Friedenssuche und Revolution erkennbar. Bereits im Januar 1918 war sich Max Weber sicher gewesen: Alle Lebensbereiche würden von der Grundfrage berührt werden, „wie dieser Krieg zu Ende geht“.<sup>31</sup> Und so war es: Das galt zunächst für das Verhältnis von Form und Inhalt des Kriegsendes. Die tradierte Form eines Waffenstillstands, gefolgt von einem Vorfriedensvertrag mit allgemeinen Bestimmungen, um die Kampfhandlungen zu beenden und dann auf einer allgemeinen Friedenskonferenz Details in ausführlichen Verhandlungen zu klären, wurde im Oktober und November 1918 durchbrochen. Zudem enthielt bereits der Waffenstillstand von Compiègne Elemente symbolischer Demütigung und einer neuartigen emotionalen Aufladung der Politik. Dies sowie die bewusst inszenierte Asymmetrie zwischen Siegern und Besiegten

sollte die politische Kommunikation der kommenden Monate bestimmen, indem den Besiegten kein offizielles Forum für Verhandlungen eingeräumt wurde.<sup>32</sup>

Max Webers Frage nach dem „wie“ zeigte sich auch bei den Siegern, denn die konkrete Ausgestaltung der Waffenstillstände band sie im Blick auf die bevorstehende Friedenskonferenz und schränkte ihre Handlungsspielräume bereits lange vor der Eröffnung der Pariser Friedenskonferenz am 18. Januar 1919 ein. In der Haltung vieler Akteure offenbarte sich im Oktober und November 1918 eine Kontinuität des Kriegshabitus: im permanenten Verweis auf Entschlossenheit, Durchhaltenwillen und Nervenstärke. Das machte es schon jetzt so schwierig auch nur die geringste Konzession zu gewähren, stellte sie vielmehr unter den Verdacht der Charakterschwäche und des Verrats an den unzähligen Opfern des Krieges. Das erklärte den Zusammenhang zwischen inhaltlicher und symbolischer Härte des 11. November, die Aufrechterhaltung der Blockade als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln genauso wie die von Foch erzwungene formale Bitte der Deutschen um einen Waffenstillstand als demonstrative Geste der Unterwerfung.

Der Charakter des Kriegsendes, wie er oben skizziert wurde, wirkte sich in besonderer Weise auf den deutschen Umgang mit dem Waffenstillstand aus, nachdem der bis zum Schluss offen scheinende Ausgang des Krieges seit Ende September 1918 in die Niederlage umgeschlagen war. Die radikale Alternative, dem verlorenen Staatenkrieg einen Volkskrieg an den Grenzen Deutschlands folgen zu lassen, hatte eine emotionale und eine rationale

Dimension: Sie beleuchtete die von vielen Deutschen ehrlich empfundene Verzweiflung, dass ein 52monatiges Ringen mit so vielen Opfern nicht „umsonst“ sein und in einen solchen Waffenstillstand münden dürfe. Der befürchtete Gewaltfrieden kam in dieser Perspektive einer Entehrung der Nation gleich. Noch einmal vertrauten Zeitgenossen darauf, dass der Wille der Einzelnen auch eine technische und quantitative Überlegenheit der Gegner kompensieren könne – jetzt nicht mehr auf französischem oder belgischem Boden oder den weiten Schlachtfeldern Osteuropas, sondern im eigenen Land. Rational konnte man wie Walther Rathenau oder Max Weber argumentieren, dass der Krieg vielleicht nicht mehr zu gewinnen sei, man jedoch durch eine mindestens temporäre Fortsetzung immerhin auf bessere Konditionen hoffen könne, während vorschnelle Konzessionen solche Möglichkeiten von vornherein ausschlossen. Es war kennzeichnend, dass die militärischen Spezialisten in den wirklich entscheidenden Momenten weder vor dem 11. November 1918 noch vor dem 28. Juni 1919 einen solchen Volkskrieg ernsthaft in Betracht zogen.<sup>33</sup>

Damit rückte die andere Alternative in den Vordergrund, nämlich die Hoffnung auf einen Rechtsfrieden, der sich auf die Grundsätze des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson gründen sollte, von dem man erwartete, dass er die viel weitergehenden Forderungen der Alliierten in Paris und London, zumal der französischen Führung, würde eindämmen können. Diese deutsche Einschätzung war keinesfalls unbegründet, weil als Ergebnis des Notenwechsels die Vierzehn Punkte und die Position Wilsons als Grundlage der Friedenskonferenz von allen Akteuren anerkannt wurden. Vor diesem Hintergrund erschien der Waffenstillstand als situative Konzession im November, dessen Bedingungen man im Rahmen echter Verhandlungen revidieren könne, indem man die offenkundigen Interessengegensätze der Sieger ausnutzte. In dieser Logik glaubte man die Vorleistungen – von den Oktoberreformen über die Abschaffung der autokratischen Militärmonarchie bis zu den Waffenstillstandsbedingungen – für einen günstigen Friedensschluss einbringen zu können.

Doch steckte in dieser Projektion eine mehrfache Fehleinschätzung der deutschen Politik. Denn die Fokussierung auf einen Rechtsfrieden unter Verzicht auf größere Gebietsverluste und erhebliche Reparationen verstärkte, gewollt oder ungewollt, den Eindruck, man habe den Krieg militärisch nicht verloren, könne sich auf Klauseln berufen, die beide Seiten quasi vertraglich banden, und auf einen Friedensvertrag hoffen, der keine Sieger und

<sup>30</sup> Ebd., S. 276 f.

<sup>31</sup> Brief von Max Weber an Erich Trummler vom 17. Januar 1918. In: Max Weber, Gesamtausgabe, Abt. II, Briefe, Bd. 10: Briefe 1918–1920, hrsg. von Gerd Krumeich und M. Rainer Lepsius. Tübingen 2012, 1. Halbbd., S. 67.

<sup>32</sup> Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 143 f.

<sup>33</sup> Ebd., S. 284 f.

<sup>29</sup> Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 275 f.

Verlierer kannte. Die deutsche Interpretation der Vierzehn Punkte stilisierte Wilson zu einer Hoffungsfigur und überschätzte seine effektive Handlungsfreiheit, die sowohl innerhalb der Siegermächte als auch inneramerikanisch bereits im November nicht mehr unumschränkt war. Die deutsche Haltung unterschätzte zudem die Wirkung des Krieges auf die Gesellschaften der Alliierten, das vor allem in Frankreich dominierende Gefühl der erlittenen Verwundung und anhaltenden Verwundbarkeit durch einen weiter existierenden deutschen Nationalstaat.

Es überschätzte aber auch die eigene Glaubwürdigkeit in den Augen der Alliierten und der Vereinigten Staaten. Weder war im November 1918 der Friedensschluss von Brest-Litowsk vom März 1918 vergessen, noch sprach das Verhalten der militärischen Führung in den letzten Wochen des Krieges für die Durchsetzungsfähigkeit der neuen zivilen Reichsleitung. Verhängnisvoll wirkte sich daher die chronologische Länge des deutsch-amerikanischen Notenwechsels von Oktober bis November 1918 aus. Denn während das Militär die Anstrengungen der Reichsleitung durch eigene Aktionen konterkarierte, katalysierte der sich über fünf Wochen hinziehende Austausch die Erosion des deutschen Kriegsstaates bis hin zur Ablösung der Monarchie, die am Ende als Hindernis auf dem Weg zum Frieden erschien und die Friedensbewegung von unten entscheidend politisierte. Während viele Deutsche darauf setzten, dass die Vorleistungen von den Siegern gewürdigt werden würden, band diese Konstellation die Revolution und die aus ihr hervorgegangene demokratische Republik an die Niederlage und den Weg nach Compiègne – und musste sie in dem Augenblick belasten, in dem der Charakter des Friedens unabweidbar wurde. So definierte der deut-

sche November 1918 die Fallhöhe für den Mai und Juni 1919. Das bildete die entscheidende Voraussetzung für die Wahrnehmung der Revolution und der Republik als etwas von außen Aufgezwungenes, als Fremdkörper, und schuf den eigentlichen Nährboden für die Metapher des Dolchstoßes. Nicht das Verratsnarrativ war neu, sondern seine enorme Wirkung, die eine Nachfrage, ein Deutungsvakuum, voraussetzte.<sup>34</sup>

Zugleich fühlte sich die politische Führung, zumal die Sozialdemokratie, von der Drohung einer deutschen Oktoberrevolution nach dem Muster der russischen Bolschewiki herausgefordert. Das Ergebnis waren die frühen Kompromisse mit Militär, Bürokratie und Arbeitgebern und eine Praxis der antirevolutionären Eindämmung, die das Terrain der Gegenrevolution bereitete und zugleich viele Linke bitter enttäuschte. Hier wurde exemplarisch die eigentümliche Dialektik der deutschen Revolution im November 1918 erkennbar. Sie spitzte den Konflikt zwischen dem Reformprogramm der Sozialdemokraten und den revolutionären Zielen der radikalen Linken zu. Dabei kam der Mehrheitssozialdemokratie zunächst eine sehr starke Position zu, zugleich jedoch agierten Friedrich Ebert und Philipp Scheidemann auf einem schmalen Grat, der außen- wie innenpolitisch sehr begrenzt war. Sie fanden sich bald mit den Ansprüchen der Siegermächte konfrontiert und in Deutschland bedrängt von der radikalen Linken und enttäuschten Nationalisten, verbitterten Monarchisten und demobilisierten Offizieren. Erschienen sie in den Augen dieser Gruppen als Verkörperung des „Dolchstoßes“ und der Demütigung der Nation, so sahen die extremen Linken sie als „Arbeiterverräter“ an, die der Gegenrevolution den Weg bereiteten.<sup>35</sup>

Der deutsche November 1918 spiegelte dramatisch einen Zusammenhang wider, der seit 1917 immer deutlicher hervorgetreten war, nämlich die Verknüpfung zwischen der Friedenssuche und der Reform des politischen Systems des Kaiserreichs. Das galt für die Friedensresolution des Reichstages im Sommer 1917 wie für die Hoffnung vieler Abgeordneter Anfang 1918 auf einen Friedensschluss in Osteuropa nach progressiven Prinzipien. Dass der November in eine demokratische Republik mündete und die Oktoberreformen mit der Parlamentarisierung der Monarchie revolutionär überholte, dokumentierte eine aus Friedenssehnsucht und Legitimationsdefizit entstandene Krise der überkommenen monarchischen Autorität. Sie erklärte den besonderen Zusam-

<sup>34</sup> Ebd., S. 284 ff.

<sup>35</sup> Andreas Wirsching: Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg. Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/39. Berlin und Paris im Vergleich. München 1999, S. 61.

menhang der 72 Stunden zwischen dem 9. und 11. November 1918 in Deutschland.<sup>36</sup>

## 6. Ausgang: Dialektik der Gewalt, Faszination und Schrecken – Das globale Erbe von Kriegsende und Revolution

Was zeichnete das Erbe dieses Kriegsendes im Zeichen von Niederlage, Friedenssuche und Revolution aus? Es war vor allem die Fortsetzung der Gewalt und ihr Formwandel. Sie resultierte nach dem Weltkrieg nicht nur aus dem Untergang von Reichen und der Bildung neuer Staaten, die Ost- und Ostmittel- sowie Südosteuropa und das Gebiet des Osmanischen Reiches prägten. Charakteristisch war nach 1918 ebenso eine gewaltverschärfende Wechselwirkung zwischen Revolutionen und Gegenrevolutionen. Die Konsequenzen dieser Konstellation hatten sich bereits seit der Oktoberrevolution 1917 im Übergang Russlands in einen erbitterten Bürgerkrieg offenbart, der erst im Herbst 1922 auslief und am Ende mehr Opfer in Russland forderte als der Weltkrieg zwischen August 1914 und Oktober 1917. Auch wo es nicht zu vergleichbaren Exzessen kam, war es häufig die Anwendung gegenrevolutionärer Gewalt, die eine eigene Dynamik von Konflikten bedingte. In der deutschen Revolution wurde

<sup>36</sup> Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 286.

seit Ende 1918 der Kampf um das Gewaltmonopol auf den Straßen ausgetragen. In der Wendung gegen die revolutionäre Massenbewegung, welche die Republik im November durchgesetzt hatte, und zumal im Rückgriff auf Freikorps kam es schon jetzt zu einer Entfremdung zwischen der politischen Führung der Republik und denjenigen, die durch ihr Auftreten als Masse die neue Ordnung erst durchgesetzt hatten und von der weitgehenden Eindämmung der Revolutionsbewegung enttäuscht waren.<sup>37</sup> Dies verschärfte sich durch die Zuspitzung der Gewalt bei der Niederschlagung der Räterepublik in München und in den bis 1920 andauernden Kämpfen gegen aufständische Arbeiter in Mitteldeutschland und im Ruhrgebiet. In Ungarn folgten auf die terroristische Praxis der Räterepublik Béla Kuns brutale Vergeltungsmaßnahmen der gegenrevolutionären Weißen Truppen unter Admiral Horthy. Für viele Zeitgenossen wurde vor diesem Hintergrund der Zusammenhang von Masse und Gewalt zu einem Kennzeichen, der sich angesichts eines erodierenden staatlichen Gewaltmonopols umso dramatischer auswirkte.<sup>38</sup>

Die Ereignisse in Deutschland, Ungarn und Osteuropa wurden weltweit aufmerksam wahrgenommen. So konnten sie ganz unterschiedliche Konflikte in Gesellschaften zuspitzen, die wie Finnland lange nicht unmittelbar vom Weltkrieg betroffen worden waren. Indem man sich auf Brennpunkte der Revolution in Berlin, München oder Budapest berief, schienen sozialrevolutionäre Umbrüche an anderen Orten vorstellbar. So entstand ein globaler Zusammenhang für die Mobilisierung von revolutionärer oder gegenrevolutionärer Handlungsmacht. In Barcelona verbanden sich Regionalismus, Anarchismus und der Protest gegen soziale Ungleichheit zu einer revolutionären Situation, die 1923 schließlich in einem Militärputsch endete. Auch in vielen lateinamerikanischen Gesellschaften zeigte sich diese Fernwirkung der europäischen Gewalterfahrungen.<sup>39</sup>

Auf der Gegenseite beobachteten auch die Vertreter vieler Staaten weltweit die europäischen Revolutionswellen und orientierten sich an den Erfahrungen mit revolutionärer und gegenre-

<sup>37</sup> Mark Jones: Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Revolution. Berlin 2017, S. 46–73; Ders.: The Crowd in the German November Revolution 1918. In: Klaus Weinbauer, Anthony McElligott und Kitsten Heinsohn (Hrsg.): Germany 1916–1923. A Revolution in Context. Bielefeld 2015, S. 37–58.

<sup>38</sup> Elias Canetti: Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931. München 1993, S. 79 f.

<sup>39</sup> Florian Graf: Labour Conflict and Everyday Violence as „Revolution“? Barcelona 1919–23. In: Weinbauer/McElligott/Heinsohn, Germany 1916–1923 (wie Anm. 37), S. 83–101; Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 620 f.

revolutionärer Gewalt. So prägte die Analyse der deutschen Revolution durch amerikanische Behörden eine neue innere Sicherheitskonzeption für die Vereinigten Staaten. Die Furcht vor einer Revolution der Bolschewiki in Deutschland wurde regelrecht instrumentalisiert, um eigene Repressionsmaßnahmen gegen eine Vielzahl möglicher und imaginierter Verdächtiger zu begründen. Die staatliche Exekutive entwickelte sich zu einem regelrechten „Maßnahmenstaat“, der sich im Gegensatz zum „Normenstaat“ nicht auf Rechtsvorschriften stützte, sondern allein an der aus einer konkreten Situation hervorgehenden Zweckmäßigkeit orientierte. Dabei wurde das Misstrauen gleichsam institutionalisiert, das sich während des Krieges gegen angebliche Verräter und Spione entwickelt hatte und das angesichts der Gewalterfahrungen im unmittelbaren Nachkrieg nun besonders gerechtfertigt schien. So entstand eine neue Kultur des Vigilantismus, wie sich zumal in der amerikanischen Nachkriegsgesellschaft offenbarte. Hier wurden die überkommenen Feindbilder der deutschen „Hunnen“ durch angeblich bolschewikische „reds“ ersetzt, während im Sommer 1919 eine Welle rassistischer Gewalt gegen Afro-Amerikaner eskalierte.<sup>40</sup>

Obwohl es keine ungebrochene Kontinuität der Gewalterfahrungen von 1918 zu den Terrorregimen des Faschismus und Nationalsozialismus gab, existierten personelle und symbolische Verbindungen, etwa zwischen dem Nationalsozialismus

und den Freikorps, die man Anfang der 1930er Jahre als Modell einer bündischen Gemeinschaft feierte. Auch die Übernahme der Totenkopf-Symbole und des linksbündigen Hakenkreuzes von der Brigade Ehrhardt wies in diese Richtung. Wenn kein direkter Weg von der paramilitärischen Gewalt nach 1918 in den Zweiten Weltkrieg führte, dann entstand aus den Erfahrungen nach 1918 dennoch ein Wissensspeicher der Zeitgenossen, an den man in Augenblicken der Krise anknüpfen und den man politisch instrumentalisieren konnte. Das trug zur Politisierung des Militärs nach 1919 bei, wie sich in Italien beobachten ließ, wo die Gewaltschwelle viel niedriger lag als etwa in Frankreich, das die Demobilisierung konsequenter durchgesetzt hatte. So konnte Benito Mussolini am 23. März 1919 aus demobilisierten Soldaten und anti-sozialistischen Gruppen mit dem Kampfbund der „Fasci Italiani di combattimento“ die Keimzelle der späteren Faschistischen Partei begründen. Noch 1939 rekurrierte der finnische Staatschef Carl von Mannerheim beim Angriff der Roten Armee auf Finnland in seinem Tagesbefehl auf das Motiv der Verteidigung als Fortsetzung des Unabhängigkeitskrieges und vor allem als gegenrevolutionären Kampf Finnlands gegen die Bolschewiki. Hier knüpfte er unmittelbar an die Gewalterfahrungen seit 1917 und das Muster von Revolution und Gegenrevolution an.<sup>41</sup>

Dennoch entzieht sich der November 1918 dem Diktum der Vorvergangenheit, die gerade aus deutscher Perspektive immer wieder bemüht wird, um das Zeitalter der Extreme bis 1945 zu kategorisieren: Als seien 1914 und 1918/19 nur Etappen auf dem Weg in die noch monströsere Katastrophe nach 1933, als könne man die Phase zwischen August 1914 und Mai 1945 als zweiten „Dreißigjährigen Krieg“, als Epoche des „dunklen Kontinents“ oder ideologischen Bürgerkrieges bündeln, als enthielte das Ende des Ersten Weltkrieges bereits den Keim zum Zweiten Weltkrieg, ja als sei es ab 1939 nur noch so gekommen, wie es nach 1918 habe kommen

müssen.<sup>42</sup> Gegen ein solches Bild determinierter Geschichte, gegen das scheinbar Alternativlose und Ausweglose, steht die Offenheit, die „vergangene Zukunft“ des historischen Moments. Wer sich auf diese Vergangenheit einlässt, muss sich von der Suggestion der Konjunktivfrage „was wäre gewesen wenn“ genauso lösen wie von der Vorstellung, dass alles so gekommen sei, wie es habe kommen müssen. Stattdessen muss man sich auf die nach 1918 schmerzlich empfundene Gleichzeitigkeit vieler möglicher Entwicklungen einlassen, und man darf sie nicht vorschnell auf die eine am Ende eingetretene Wirklichkeit der Geschichte reduzieren. Zur ganzen Geschichte gehören auch die vorstellbaren Wirklichkeiten der Zeitgenossen. Dabei bedeutet das Plädoyer für die offene Zukunft des historischen Moments keinesfalls, seine Belastungen und Hypothesen zu unterschlagen. Man muss sie vielmehr aus den vielfältigen Kontexten herausarbeiten, ohne die Gegenwart gegen die Geschichte auszuspielen: Darin besteht die Herausforderung. Der lange Übergang vom Großen Krieg zum Frieden war bei allen Hypothesen ein offener Moment des 20. Jahrhunderts – auch diese Erkenntnis ist in der Geschichte des November 1918 aufgehoben.<sup>43</sup>

Am Ende des Krieges war es die Offenheit des Übergangs, der Moment zwischen Vergangenheit und Zukunft, die die Zeitgenossen umtrieb und die auch der Soldat Paul Klee 1918 in seiner Zeichnung „Der Komet von Paris“ markierte. Sie zeigte einen Seiltänzer mit einer Balancierstange auf einem unsichtbaren Seil über dem Pariser Eiffelturm, zwischen Himmel und Erde, um seinen Kopf ein Komet mit Schweif und ein weiterer in Form eines Davidsterns.<sup>44</sup> In dieser Metapher steckte eine aufschlussreiche Botschaft, nämlich das Nebeneinander von Faszination und Schrecken, von Entzücken und Bedrohung, eben das „mysterium tremendum et fascinans“, das der Theologe Rudolf Otto 1917 als den Kern religiöser Erfahrung charakterisiert hatte.<sup>45</sup> Übertragen auf Paul Klees Zeichnung von 1918 stand neben dem Glück der Zukunft, dem freien Wunsch beim Blick auf eine Sternschnuppe zugleich die Angst vor einem Meteoritensturz auf die Erde, dessen Zerstörungskraft außerirdische Dimensionen haben konnte.

Gerade die Deutschen erfuhren im Übergang vom Krieg zum Frieden 1918/19 genau diesen Zusammenhang. Der „Simplicissimus“ vom 31. Dezember 1918 zeigte einen nackten dünnen Michel in einer Winterlandschaft. Er erinnerte die Deutschen an die schmerzvolle Ambivalenz der neuen Freiheit, die in der Gleichzeitigkeit von Belastung und Offenheit, Hunger und Umwälzung, Entbehrung und Emanzipation wie ein Kondensat dieses ganzen Jahres 1918 wirkte. Das eine schien nicht ohne das andere denkbar: „Nun bin ich frei. / Von Kleidern und Stoffen und Glauben und Hoffen. / Von Handel und Kauffahrtei. / Von Möbeln und Betten und Strafen und Ketten, / Religion und Klerisei, / Von Schinken und Würsten, / von Gold und von Fürsten / Und bitterer Tyrannei / Bin ich jetzt frei. / Nun bin ich frei. / Von Arbeit und Streben und ruhigem Leben, / Von Zucker und Fett und Ei, / Von Eisenbahnwagen und Glück und Behagen / Und Vaterlandspartei, / Von Freunden und Stützen und Ruhm und Geschützen, / Von Mittel-Europageschrei / Bin ich jetzt frei.“<sup>46</sup>

<sup>40</sup> Ernst Fraenkel: Der Doppelstaat. Recht und Justiz im „Dritten Reich“ (engl. 1941). Frankfurt/Main 1974, S. 25–33 und 96–101; Norma Lisa Flores: Fear of Revolution. Germany 1918/19 and the US-Palmer Raids. In: Weinbauer/McElligott/Heinsohn, Germany 1916–1923 (wie Anm. 37), S. 127–150; Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 620 f. und 1179.

<sup>41</sup> Dan Diner: Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung (1999). Frankfurt/Main 2000, S. 48–53; Marco Mondini: Between Subversion and Coup d'état. Military Power and Politics after the Great War (1919–1922). In: Journal of Modern Italian Studies 11 (2006), S. 445–464; Andreas Wirsching: Political Violence in France and Italy after 1918. In: Journal of Modern European History 1 (2003), S. 60–79; Eyal Lewin: National Resilience during the War. Refining the Decision-Making Model. Lanham/Md. 2012, S. 166; Stig Jägerskiöld: Mannerheim. Marshall of Finland. London 1986, S. 46–80; Robert Gerwarth: The Role of Violence in the European Counter-Revolution, 1917–1939. In: Rinke/Wildt, Revolutions and Counter-Revolution (wie Anm. 24), S. 141–159, hier S. 157 ff.; Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 621 f.

<sup>42</sup> Mark Mazower: Dark Continent. Europe's Twentieth Century. New York/NY 1998, S. 40–140; Antoine Prost, Jay Murray Winter: Penser la Grande Guerre. Un essai d'historiographie. Paris 2004, S. 33; Hans-Ulrich Wehler: Der zweite Dreißigjährige Krieg. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg. In: Spiegel Special 1 (2004): Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, S. 138–143; Ian Kershaw: Europe's Second Thirty Years War. The Twentieth-Century World and Beyond. In: History Today (2005), S. 10–17; Enzo Traverso: Im Bann der Gewalt. Der europäische Bürgerkrieg 1914–1945 (franz. 2007). München 2008, S. 9–29; Leonhard, Büchse der Pandora (wie Anm. 3), S. 11.

<sup>43</sup> Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 28 f.

<sup>44</sup> Daniel Schönplüg: Kometenjahre. 1918. Die Welt im Aufbruch. Frankfurt/Main 2017, S. 15 f.; Hans Ulrich Schlumpf: Das Gestirn über der Stadt. Ein Motiv im Werk von Paul Klee. Zürich 1969, S. 188–204; Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 22 f.

<sup>45</sup> Rudolf Otto: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen (1917). Neuausgabe mit einem Nachwort von Hans Joas. München 2014, S. 13–52.

<sup>46</sup> Simplicissimus vom 31. Dezember 1918, vgl. Leonhard, Der überforderte Frieden (wie Anm. 2), S. 462.